

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 105. Bromberg, den 8. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Inge schreckte plötzlich in der Nacht hoch. Sie glaubte, ein Geräusch gehört zu haben, aber so sehr sie lauschte, es war nichts mehr zu vernehmen. Sie hatte sich wohl getäuscht, aber der Schreck hatte ihre Müdigkeit verjagt.

Sie lag lang ausgestreckt und starrte über sich an die stuckverzierte Decke. Es war alles so ungeklärt, so wirr in ihr, daß sie sich nicht mehr durchfinden konnte. Sie hatte doch Werner gern. Sie dachte an die Hamburger Tage zurück, an das echte Glück, das sie dort in seinen Armen gespürt hatte.

Und jetzt? Schon die Überlegung, ob sie ihn liebe, war doch Verrat — oder Beweis des Gegenteils. Und dann gestern, die Unterredung mit dem Justizrat, dessen Andeutung über Kurt! Da war ein Leben, das sie vernichtet hatte.

Und da war noch ein anderer, dem sie ihr Bild versprochen hatte und der jetzt wohl zu stolz war, sie noch einmal darum zu bitten. Wenn er überhaupt noch lebte! Wenn —?

Sie sprang auf, riß das Fenster weit auf und sog die Lungen voller Luft. Überall, wohin sie sah, war Verantwortung auf sie geladen, sie konnte sich nicht entziehen und wußte doch, daß sie nicht fähig war, sie zu tragen. Die Schicksallasten drückten sie nieder.

Mit einem plötzlichen Ruck richtet Inge sich auf. Das durfte nicht sein! Sie durfte nicht versagen. Wohin war ihre stolze Kraft — und ihr Siegesbewußtsein geraten?

Und als sie wieder im Bett lag, spürte sie die Wärme wohlig über ihren Körper gleiten — und straffte die Muskeln. Sie mußte aufräumen, das war das Notwendigste. Zuerst kam Werner an die Reihe. Er mußte sich entscheiden, wie er sich zu ihr stellen wollte — und sie vor allem mußte sich selbst klar werden, was er ihr bedeutete.

War er für sie der einzige Mensch, war er es, dem sie sich willig unterordnen würde, dem sie alles, ihr Leben wie ihr Wünschen darbieten konnte? Nein! Sie wußte nicht, ob es überhaupt einen solchen Mann gab, Werner war es jedenfalls nicht.

Damals in Hamburg war sie allein gewesen, hatte ganz in der Arbeit gesteckt, keinen Menschen gesehen, nichts erlebt. Werners Güte und seine Freundschaft hatten sie gerührt — so war das alles gekommen. Und jener Tag an der See — Schluß! Sie hatte Werner gern, das würde sie nie einen Augenblick bestreiten, aber auch er liebte sie nicht so, wie sie es erwartete.

Sie konnte geben, alles geben, wenn sie liebte, aber sie verlangte das gleiche von dem anderen. Werner wollte nur sich, *sein* Wohl — und so war es wohl besser, man trennte sich. Jetzt noch, bevor es zu spät war. Jetzt ging es in aller Freundschaft — später aber — nein, hier mußte Klarheit werden!

Und dann Kurt. Sie überdachte noch einmal die Entwicklung, die der Studienfreund genommen hatte. Erzählungen von Werner und Justizrat Lammers klangen hier zusammen mit ihren eigenen Wahrnehmungen. Hinter all dem hatte Doktor Germann gestanden, hatte ihn geführt und geleitet. Aber jetzt war ein Faktor in die Rechnung getreten, den der alte Gelehrte nicht berechnet hatte, mit dem er auch nicht hatte rechnen können: sie, Inge Landolt.

Und ihre Schuld vertiefte sich dadurch für ihr Empfinden. Sie hatte das Gedankenwerk und das Leben eines Menschen zerstört — auch das mußte sie wieder aufzubauen versuchen.

Schließlich: Gerhorst, als letzte und dringende Aufgabe. Ihre Arbeit mußte jetzt zurückstehen. Sie mußte das ganze kunstreich gefügte Gebäude Doktor Germanns wieder aufbauen, denn auch Werner hatte darin seinen wichtigen Platz gehabt. Und sie mußte Ludwig Gerhorst helfen.

Es war ein sonderbares Gefühl für sie, als sie sich bewußt wurde, welche Rolle sie eigentlich in der Geschichte des Testamentes spielte. Sie war der Urheber alles Übels darin, sie war der einzige nicht berechnete Faktor — und durch ihr Eingreifen wurde der ganze kunstvoll ausgebaute Plan gestört. Als ob in den Gang der Maschine ein Sandkorn gerät, durch die Reibung bleibt die Maschine schließlich stehen, dachte sie. Das Sandkorn mußte entfernt werden. Und mit diesem Entschluß schlief sie wieder ein.

Der nächste Tag brachte viel Arbeit. Inge rief im Institut bei Werner an und bat ihn in ein kleines Weinrestaurant, wo sie ungestört sprechen könnten. Werner machte sich, ohne auf die inzwischen noch immer nicht behobene Mißstimmung einzugehen, frei und ging die wenigen Schritte hinüber zu dem Restaurant.

Kühl begrüßte er Inge.

„Es muß ja etwas sehr Dringendes sein, wenn du mich mitten aus der Arbeit holen läßt," sagte er mit einem gereizten Unterton.

Sie sah ihn erstaunt an, der Ton erschreckte sie.

„Das ist es auch. Aber darf ich fragen, was du mit diesem Ton bezweckst, den du auf einmal anschlägst?"

„Ich wüßte nicht, was du zu klagen hättest," sagte er nur. „Dein Benehmen neulich in Potsdam hat mir ja kaum eine andere Wahl gelassen."

Inge zuckte zusammen. „Mein Benehmen? Aber Werner! Ich bin also natürlich schuld. Im übrigen scheinst du mich seitdem ja nicht übermäßig vermißt zu haben. Ich war am Tage darauf, wie jeden Abend — doch nein, lassen wir das. Du hast ja deutlich genug gezeigt, wie es um dich steht. Du verlangst also wohl gar, daß ich mich bei dir entschuldige, weil du mir neulich eine Szene gemacht hast."

Werner winkte ungeduldig ab.

„Ich verlange gar nichts. Ich bitte dich nur, mir endlich zu erklären, weshalb du mich hast rufen lassen? Etwa um die ganze Geschichte noch einmal wieder aufzuwärmen?"

Inge seufzte auf. Sie war in der festen Absicht gekommen, alles im guten zu regeln, sie wollte Werner, den sie gern hatte, nur in Freundschaft verlassen — und jetzt war er ihr scheinbar schon zuvorgekommen.

„Ich muß mich mit dir aussprechen. Und da du ja neuerdings nicht mehr für mich zu sprechen bist, muß ich dich aus deiner Arbeit holen. Ich bitte dich also, dich für heute vormittag freizumachen. Wir müssen uns endlich Klarheit verschaffen, wie es um uns steht."

„Sag mal, du bist wohl — —," er brauste auf. „Aus solch einem Grunde alarmierst du das ganze Institut. Ich werde extra aus dem Kolleg geholt. Das hätte doch wirklich Zeit gehabt bis heute abend."

Sie sah vor sich hin, in ihren Augen standen Tränen.

„Schön," sagte sie und riß sich zusammen. „Also dann heute abend. Ich verlange aber, daß du dann Zeit hast." Damit stand sie auf und verließ den Raum.

Werner sah nachdenklich hinter ihr her. Eine tiefe Unmutsfalte zog sich über seine Stirn. Unmut über sie — und über sein Benehmen. Aber es war doch wirklich unverantwortlich, ihn aus dem Dienst zu holen wegen solch einer Kinderei.

Er erhob sich, zahlte und lief eilig die wenigen Schritte zum Institut hinüber. „Hysterie — weiter nichts!" sagte er vor sich hin. „Diese Studentinnen — trotz allen Studierens werden sie nie begreifen, was wirklich Arbeit ist. Sie spielen eine Zeitlang mit der Arbeit — und wenn ihnen das langweilig ist, suchen sie ein neues Spielzeug. Es lohnt eigentlich nicht der Mühe, sich darüber aufzuregen."

Inge aber wanderte langsam und traurig durch die sonnenüberfluteten Straßen. Es war etwas in ihr zerbrochen, das tiefer gesessen hatte, als sie gedacht hatte. Dieser Ton war wirklich nicht zu ertragen. Nein, es war besser, Schluß zu machen. Der heutige Abend würde noch sehr schwer werden, und sie überlegte lange, ob sie das Notwendige nicht lieber brieflich erledigen sollte.

Brieflich hatten sie sich kennen gelernt — brieflich ging man wieder auseinander. Das Ganze war eben sehr schön und romantisch gewesen, wie einst vor hundert Jahren bei dem Dichter Levin Schücking, der seine Braut überhaupt nur brieflich kannte und sich mit ihr verlobte.

Sie hatten sich aber wohl durch die Ferne ein falsches Bild voneinander gemacht — das erste Wiedersehen hatte die Schroffen zugedeckt, da war nur die große Freude geblieben — aber dann, mit der Zeit, traten die Schwierigkeiten immer deutlicher hervor — und nun war es aus. Aber es wäre Feigheit gewesen, jetzt fortzubleiben, nein, sie mußte persönlich den Kampf auskämpfen — sie hatte ja schließlich auch Schuld. Vielleicht war sie überhaupt unverträglich und hatte ihn nur gereizt. Sie fürchtete sich vor dem Abend doch sehr.

Inzwischen mußte die zweite Frage erledigt und Gerhorst geholfen werden. Sie nahm sich einen Wagen und fuhr wieder hinaus in die Vorstadt, kämpfte wieder gegen die üblen Gerüche und den Schmutz, schüttelte sich vor den Blicken der Wirtin und stand endlich bei ihm im Zimmer.

Er lag krank zu Bett. Aus glühenden Augen sah er sie an.

Die Wirtin war im Zimmer geblieben.

„Wenn Sie seine Freundin sind, Fräulein, dann können Sie mal für ihn bezahlen. Er macht sowieso nicht mehr lange, und ich möchte nicht mein Geld verlieren."

Voller Ekel riß sie die Geldtasche heraus.

„Wieviel Geld schuldet Herr Gerhorst Ihnen", fragte sie. Ihr war es jetzt gleich, was die von ihr denken mochte. Jeder Gedanke, den sie an die Person verschwendete, war Sünde. Sie zahlte die kleine Summe, und die Frau ging endlich hinaus.

Inge trat zu Gerhorst ans Bett, aber sie sah mit Schrecken, daß er sie gar nicht erkannte. Er lag in hohem Fieber, und so gab es fürs erste nur eine Hilfe. Sie verließ das Haus und ging zu dem nächsten Telephon, rief das Krankenhaus an und bat, Ludwig Gerhorst unverzüglich abzuholen. Jede Minute Verlust bedeute hier Gefahr.

Langsam ging sie dann wieder zurück und erwartete vor der Haustür den Krankenwagen. Sie kümmerte sich nicht um das hämische Gaffen der Leute.

Endlich kam der Wagen. Sie unterrichtete die Krankenträger von dem Fall, gab ihren Namen und ihre Adresse an, und war damit vorläufig ausgeschaltet.

Dann ging sie aber doch noch mit hinauf, da ihr plötzlich wieder das große Werk eingefallen war, an dem Gerhorst arbeitete. Sie sah den Stapel Notenblätter auf dem Tisch herumliegen und nahm ihn sorgsam an sich

Auf dem Heimweg fuhr sie bei der Wohnung von Professor Werbing vorbei. Den Wagen ließ sie warten und stieg die Treppen hinauf.

Auf ihr Läuten öffnete eins der Mädchen. Sie übergab ihr das Paket und legte eine Visitenkarte bei, mit der Nachricht, daß der Künstler krank sei. Sie hätte ihn ins Krankenhaus geschafft, das Werk bäte sie ihn, aufzubewahren oder weiterzuleiten.

Jetzt blieb als letzte und schwerste Aufgabe noch: Kurt! Aber sie hatte heute keine Kraft mehr dazu — und sie wollte vor allem erst das Ergebnis des heutigen Abends abwarten. So fuhr sie nach Hause und legte sich hin, um noch etwas Schlaf vor der gefürchteten Unterredung zu finden.

5.

Vier Tage etwa hatte Kurt Korrat in seiner Lethargie verbracht. Er wußte nicht, wann er des Abends schlafen ging, wußte nicht, wann er aufstand, er lebte in einem Dämmerzustande, aus dem sich nichts als bemerkenswert heraushob.

Am vierten Tage aber ertappte er sich dabei, wie seine Gedanken zurückliefen zu den Görbler-Werken. Was sie dort wohl jetzt machten. Ob die Verhandlungen mit Wladimir Grillowitsch zustande gekommen waren? Auf welcher Basis mochte man sich geeinigt haben?

So begann allmählich sein Interesse an der Umwelt wieder zu erwachen. In seinem Kopf marschierten alle die begonnenen Unternehmungen auf, an denen er noch mitgearbeitet und für deren Lösung er damals starkes Interesse bewiesen hatte — und das Interesse kam wieder, jetzt als Neugier: Was war mit der und mit jener Sache geschehen?

Dann überfiel ihn jäh die Erkenntnis des Vorgefallenen. Verzweiflung brach erneut über ihn herein. Wie war das nur möglich gewesen! Inge, ja Inge! Ihre Verlobung mit Werner . . .

Von neuem überwältigte ihn das Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins. Nie, glaubte er, hatte er Inge so geliebt wie jetzt, hatte er sich so hemmungslos nach ihr gesehnt.

Dabei begann er ruhiger zu überlegen. Hatte er Inge nicht wochenlang, ja monatelang über all den Arbeiten und neuen Erlebnissen völlig vergessen? Konnte er ihr Vorwürfe machen, daß sie sich nicht für ihn aufgespart hatte, der sich eigentlich nie um sie bemüht hatte? Hatte er je geschrieben oder irgend etwas von sich hören lassen?

Wann war der Umschwung eingetreten? Es war wohl der Gedanke, daß Inge der gesuchte „Schlüssel" sei, der ihn närrisch gemacht hatte. Aber das war doch Unfug. Jetzt, wo er die Dinge ruhig durchdachte, sah er das klar. Die Art ihres Eintritts in die Görbler-Werke war sachlich völlig verständlich — da spielten keinerlei persönliche Geheimnisse mit.

Aber all das brachte ihn nicht weiter. Er hatte seine Stellung verloren, sein Studium hatte er abgebrochen — er saß also kurz gesagt auf der Straße. Herrgott, was war er für ein schlapper Kerl gewesen! Wenn er jetzt bei den Görbler-Werken erschien, würde man ihn sofort die Treppe hinunterwerfen. Und doch war es schließlich des Versuches wert.

Er trat an das Fenster und sah auf die leben- und arbeitserfüllte Straße hinunter. Er mußte es wenigstens versuchen. Der Direktor war ihm ja jederzeit freundlich gegenübergetreten — und die Verbindung mit Onkel Germann war auch vorhanden, vielleicht ließe sich alles erklären und wieder einrenken. Natürlich mußte man wieder von unten anfangen.

Er dachte an die biographischen Schriften, die er durch das Testament des Onkels kennen gelernt hatte. Was würden diese Leute jetzt in seiner Lage tun? Wieder anfangen natürlich, von unten und ganz neu beginnen.

Kurz entschlossen ließ er sich beim Justizrat melden.

„Darf ich Sie einen Augenblick sprechen, Herr Justizrat?"

„Aber bitte, gern. Ich freue mich, Sie wieder unter den Lebenden begrüßen zu können."

Kurt nahm Platz. Auf diesem Stuhl hatte er in den letzten Monaten so manches mal gesessen. Damals, als er den englischen Kursus beendet hatte, dann, als das Buch durchgearbeitet war. Ja, vergangene Zeiten, schöne Erinnerungen. Aber er riß sich zusammen. Jetzt hieß es vorwärts und nicht zurücksehen

(Fortsetzung folgt.)

Erde zu Erde.

Immer, wenn des Morgens wehende Hand
Auf die Stirne
Der stillen Erde sinkt
Und der Odem der Frühe
Im Walde rauscht —
Will ich gut sein und wach.

Und immer, wenn der Abend
Im Westen verklingt
Und die gute Stille der Nacht
Im Wunder des Himmels lauscht —
Bin ich müde und schwach.

Hanns Johst.

Hannes Hansen, der Kurpfuscher

Skizze von **Gerhart Herrmann Mostar.**

„Sitzt sich doch gut hier auf unserem Balkon, wie? Es ist ja auch beinahe der einzige im ganzen Dorfe — bloß das Rittergut hat noch einen. Stört Sie etwa der Lärm aus dem Krug nebenan? Nicht? Na schön. Das ist natürlich nicht alle Tage so. Aber heute versaufen unsere Bauern die Haut vom Onkel Studio . . . Sie brauchen mich gar nicht zu bitten, ich erzähle gern, wer das war.

Er hieß eigentlich Hannes Hansen und war der Bruder von Hinrich Hansen, und der ist der angesehenste Bauer im Dorf; wenn auch nicht der reichste. Onkel Studio nannte man ihn, weil er mal studiert hatte, Medizin studiert, in Halle; acht Semester sogar, glaube ich. Weshalb er plötzlich mit dem Studium aufhörte und in verblüffendem Tempo versumpfte, weiß ich nicht; jedenfalls kam er schließlich hierher zurück, ohne einen akademischen Grad erlangt zu haben. Seine ärztlichen Instrumente wanderten in den Schrank und wurden mit mitteldeutscher Bauernzähigkeit sorgsam aufbewahrt und nie benutzt; die studentischen Trinksitten hingegen pflegte er fleißig. Tag für Tag war er im Krug, seine Partner wechselten, aber Hannes blieb. Bei der Feldarbeit half er seinem Bruder fast nie. Außer Trunk und Kartenspiel trieb Onkel Studio allerdings noch etwas, was mich damals zu seinem Gegner machte: er dokterte herum. Heute sehe ich die Sache leichter und klarer an als damals; er hat wohl nur bei harmlosen Erkrankungen oder in sehr armen Häusern Arzneien und Salben angegeben, und auch das bestimmt nicht eines Verdienstes wegen und noch weniger aus Lust und Liebe zur Sache. Denn geistig war er vollkommen herunter. Jedem Gespräch über Medizin oder dergleichen ging er beinahe ängstlich aus dem Wege. Er hielte sich in Zoten und Alltäglichkeiten. Mit den Jahren kam es so weit, daß er kaum noch die Karten halten konnte. Abend für Abend kam er betrunken nach Hause; dann lärmte er übrigens nicht, war auch weder lustig noch rabiat, sondern einfach stur; oft kam er nicht bis in sein Bett, sondern blieb am großen Tisch in der Diele des Hansenschen Hauses sitzen und schlief da.

Er behielt diese Angewohnheit auch bei, als Lena Hansen endlich, nach fast zwanzigjähriger Ehe, das heiß ersehnte Kind bekam. Es wurde, wie nicht anders zu erwarten, eine schwere Geburt, ein Kind, ein Junge, blieb schwächlich und kränkelte zwei Jahre so hin, die bisher recht kräftige Mutter kränkelte mit. Auf Onkel Studio schienen diese Ereignisse nicht den geringsten Eindruck zu machen; er trank ruhig weiter.

Da, vor sechs Monaten, kommt plötzlich die Diphtherie-Epidemie. Ich habe wie irrsinnig zu tun, rase mit meinem an so viel Arbeit und Tempo nicht gewöhnten Gaul umher, komme oft zurecht und manchmal zu spät; denn die Bauern hier holen den Arzt ausschließlich zu Wettläufen mit dem Tode.

Auch der kleine Jochen Hansen hat die Diphtherie, nach mir wird nicht geschickt; und Onkel Studio, meine Konkurrenz, mischt sich nie in Eheangelegenheiten seines Bruders und mischt sich auch hier nicht ein, sondern säuft. Lena Hansen, die ebenfalls bettlägerig ist, möchte zwar den Arzt haben, aber der Bauer will sparen und kuriert mit Hausmitteln. Nach zehn Tagen kommt, was zu erwarten war: das Kind hat Atemnot. Der Bauer heuchelt Ruhe und schickt nach mir. Ich bin nicht da; bin in einem Nachbardorf; es gibt genug solche Fälle. Wo es eines von vielen Kindern trifft, geht es ohne großes Zetern ab: das Land ist dem Tode gegenüber nicht sentimental; aber wo es um einen nach zwanzig Jahren zitternder Erwartung wie durch ein Wunder bescherten Stammhalter eines uralten Geschlechts geht, da ist das anders. Als der Knecht zurückkehrt, ist der Atem des Kindes schon fast röchelnd, die Mutter schreit in hilfloser Verzweiflung; der Bauer befiehlt dem Knecht, anzuspannen, er soll ins Nachbardorf fahren und mich holen; im letzten Moment springt der Vater selbst mit auf den Wagen, um mich auch bestimmt zum sofortigen Mitkommen zu veranlassen; die Frau bleibt mit dem Kinde und einer Magd allein.

Was nun kommt, kann ich mir nur aus Erzählungen der Magd, der Bäuerin, des Hannes Hansen zusammenreimen. Er, Onkel Studio, kommt nach Hause, während sein Bruder mich holt. Er ist betrunken und unbeteiligt wie immer; heute vielleicht noch ein bißchen mehr als sonst. Am Tisch in der Diele schläft er wie gewöhnlich ein. Schreie aus dem Schlafzimmer wecken ihn nicht. Die Magd rüttelt ihn hoch. In ihrer Ratlosigkeit ist sie in die Diele gestürzt, hat ihn gefunden, zerrt ihn an das Bett: das Kind ist schon blau auf den Backen, seine Augen quellen bläßlich aus dem gedunsenen Gesicht, die Geschwulst hat ihm bereits den Luftweg verschlossen. Die Mutter sieht den Schwager, eine letzte sinnlose Hoffnung brennt in ihr hoch, strahlt in ihren gestammelten Satz: „Hannes, du bist doch auch sowas wie'n Doktor — hilf doch!“

Und nun geschieht etwas Tolles, beinahe Unwirkliches, Unheimliches. Da steht also ein versoffener Mensch, der schon fast das Delirium, der bestimmt schon den Tatterich hat, der vor zwanzig Jahren zum letzten Mal einen Operationssaal gesehen hat. Dieser Mann sieht das erstickende Kind, hört die Frau, und ist plötzlich nüchtern, vollständig nüchtern; hat plötzlich feste Hände und festen Griff; ist plötzlich zwanzig Jahre jünger. Eine Erinnerung verläßt die Tiefe seines Bewußtseins und wird Wissen, gegenwärtiges Wissen: die Erinnerung an die Tracheotomie, den Kehlkopfschnitt. Das ist eine früher bei Diphtherie in der höchsten Not viel angewandte Operation: in die Kehle wird an einer bestimmten Stelle, die nicht verfehlt werden darf, ein Einschnitt gemacht, der die Luftröhre öffnet; dahinein wird dann eine Kanüle geführt, durch die der Kranke atmen kann.

Dieser eben noch betrunkene Mensch also geht aus der Kammer und an seinen Schrank, holt seine seit zwanzig Jahren vergessenen Instrumente heraus, wählt zielsicher ein geeignetes Messer, findet auch eine Kanüle. Als er, nach einer Minute, wieder vor dem Bett steht — mit dem Messer in der Hand, wirft sich die Magd ihm in den Arm: sie glaubt an Mord oder Unfug eines Trunkenen. Er schleudert das Mädchen mit einem Faustschlag beiseite, der es ohnmächtig macht. Die Mutter betet zu ihm mit gefalteten Händen. Das Kind hat schon zu atmen aufgehört. Er stößt ihm das Messer in die Kehle, genau an der richtigen Stelle, er führt ohne eine Sekunde Zeitverlust die Kanüle ein, kein Tropfen Blut kann eindringen und das Werk gefährden — die Luft stürmt in die Lungen durch den neuen, silbernen Weg, das Kind beginnt wieder zu atmen, atmet tief und bald ruhiger und lebt.

Das alles hat drei Minuten gedauert.

Eine halbe Stunde später rast der Wagen des Bauern heran, in dem auch ich sitze. Ich finde das Kind operiert, einwandfrei operiert und mit Gewißheit gerettet, finde die Mutter weinend vor Glück und unfähig, klare Auskunft zu geben, und den Onkel Studio — schlafend! Jawohl, schlafend, vor ihm liegt das Operationsmesser und schimmert silbern und friedlich. Als ihn ihm wecke, ist er schon wieder nichts als ein Alkoholiker, der zittert und seinen Rausch ausschlafen muß und glaubwürdig erklärt, sich an nichts zu erinnern, an gar nichts . . .

Aber drei Tage später erscheint er in meiner Sprechstunde. Er will mir nur sagen, daß er mir nicht mehr ins Handwerk pfuschen wird. Jawohl, gerade weil das vor drei Tagen passiert ist, gerade darum hat er eingesehen, daß ein Säufer nicht Arzt spielen darf. Es ist gut gegangen, gewiß, aber er selbst weiß am besten, daß es ebenso gut hätte schief

gehen können — denn er weiß, wie betrunken er war. In jedem Fall war es keine Leistung, sondern eine Gnade — ja, hm, eine Gnade. Und er empfiehlt sich, ohne meine Stellungnahme abzuwarten.

Und er hält sein Wort. Er läßt das Kurpfuschen, und er läßt sogar etwas anderes: das Trinken! Er geht in den Feldern spazieren, er macht sich sogar im Hofe nützlich, aber er meidet den Krug. Und das bekommt ihm nicht; er erkrankt an Entziehungserscheinungen. Zusehends wird er dünner, kränker, todnäher. Es kommt so weit, daß ich ihn anspreche und ihm rate, doch täglich wenigstens etwas zu trinken. Er lächelt nur.

Als ich vorgestern seinen Tod feststellte, Herzschlag, lächelte er noch immer so. Die Geschichte mit dem Kehlkopfschnitt hat anscheinend seinem verpfuschten Leben einen allzu späten und allzu großen Sinn gegeben, und an der Wucht dieser Sinngebung ist er gestorben. Ich wenigstens erkläre es mir so . . ."

Bunte Chronik



* **Ein Passagier der „Europa“ stürzt sich ins Meer.** Auf der letzten Fahrt der „Europa“ nach Newyork hat sich mitten im Ozean eine Tragödie abgespielt. Ein Passagier der ersten Klasse, Wilhelm Karig, ein Beamter des Norddeutschen Lloyd, bat in der Mittagsstunde einen ihm bekannten Mitpassagier, seine Papiere und Brieftasche einen Augenblick aufzubewahren. Dann ging er zur Kommandobrücke hin, wie seine Bekannten glaubten, um mit dem Offizier vom Dienst zu sprechen. Bevor aber Karig die Kommandobrücke erreichte, besann er sich plötzlich anders, schwang sich über die Reeling, sprang in mächtigem Satze ins Meer und verschwand gleich in den Wellen — dies alles vor den entsetzten Augen der Mitpassagiere, die durch sein befremdliches Verhalten aufmerksam gemacht worden waren. Der riesige Expreßdampfer wurde sogleich abgestoppt und Boote zu Wasser gelassen, doch blieb Karig unauffindbar. Die Motive seiner Tat sind ungeklärt. Man weiß nur, daß seine Familienverhältnisse sehr unglückliche waren. Sein Vater hatte erst vor kurzer Zeit auch Selbstmord verübt.

* **Eigenartige Duplizität der Fälle.** In einem in der Nähe des Hamburger Stadttheaters gelegenen Juweliergeschäft, dessen Inhaber Neuner kürzlich bei einem Raubmord erschossen wurde, wurde am Dienstag nachmittag ein neuer Überfall verübt, dem abermals der Geschäftsinhaber zum Opfer fiel. Mitten in der Geschäftszeit betrat ein angeblicher Käufer den Laden. In dem Augenblick, als der Sozius des seinerzeit ermordeten Juweliers, der 31jährige Erwin Teller, einen wertvollen Brillantring vorlegte, riß der Unbekannte einen Trommelrevolver aus der Tasche und streckte den Geschäftsinhaber durch drei Kopfschüsse nieder. Nach kurzer Flucht wurde der Mörder von Hamburger Polizeibeamten gestellt und nach raschem Kugelwechsel niedergeschossen. Er starb bald nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus. Es handelt sich um einen 28jährigen Hamburger Steward Ernst Kappelhoff. Der Juwelier Teller verschied in den Armen seiner Angehörigen. Der neue Mord in demselben Geschäft erregt in der Hamburger Innenstadt ungeheures Aufsehen.

* **Tom Mix als Räuberhauptmann.** Die Kriminalpolizei der dänischen Stadt Odense verhaftete dieser Tage eine große Diebesbande, deren ältestes Mitglied kaum 13 Jahre zählte. 30 Knaben gehörten der Bande an, an dessen Spitze Tom Mix stand; nicht der berühmte Filmstar aus Hollywood, sondern der kleine Sohn eines Geschäftsmannes, ein Bewunderer der Kunst des mutigen Cowboys, der sich seinen Namen zugelegt hat. Die kleinen Diebe besuchten Lokale und verstanden es, den Damen während des Tanzes Handtaschen wegzunehmen. Der Räuberhauptmann Tom Mix war ein glänzender Organisator. Er führte unter seinen Leuten eine vortreffliche Disziplin ein und erfand sogar eine Geheimschrift, sowie ein besonderes Erkennungszeichen für die Mitglieder der Bande. Der jugendliche Verbrecher erklärte, seine Erfahrungen aus amerikanischen Kriminal- und Wildwestfilmen gesammelt zu haben.

* **Londons Telephondamen verstehen kein Englisch.** Die Beamtinnen der Abteilung des Londoner Hauptfernsprechamts, der die Vermittlung der zahlreichen Gespräche nach dem Festlande und Übersee obliegt, müssen über ziemlich umfassende Sprachkenntnisse verfügen, damit der Verkehr sich rasch und reibungslos abwickeln kann. Daher hat die Londoner Postverwaltung für sie seit geraumer Zeit besondere unentgeltliche Sprachkurse in Französisch, Spanisch und Italienisch, in letzter Zeit auch Deutsch, eingerichtet. Vor kurzem stellte sich nun aber heraus, daß diese Maßnahmen doch nicht ganz ausreichen, und zwar tauchten seit dem Zusammentritt der Flottenkonferenz ganz unerwartete Schwierigkeiten auf. Von den amerikanischen Mitgliedern der Konferenz mehrten sich die Beschwerden, daß die holden Klingelfeen im Hauptfernsprechamt ihre eigene Muttersprache nicht verständen. Die Herren Amerikaner bilden sich natürlich ein, ein tadelloses Englisch zu sprechen, während die Londoner Telephondamen den breiten, halb zerkauten und verschluckten Lauten des amerikanischen „Slang“ hilflos gegenüberstehen. — Der englischen Fernsprechverwaltung wird nichts anderes übrig bleiben, als ihre Damen schleunigst an einem Kursus für „Amerikanisch“ teilnehmen zu lassen, das sich ja, wie jeder weiß, der einmal in den Vereinigten Staaten gewesen ist, längst zu einer besonderen Sprache entwickelt hat. Hoffentlich bleibt die Flottenkonferenz noch lange genug bei einander, daß sich die Mühe auch lohnt.

* **Der Roman eines Modells.** Eine englische Malerin veranstaltete in Newyork eine kleine Ausstellung ihrer Werke. Da sich der Verkauf mehr schlecht als recht anließ, veranlaßten gemeinsame Bekannte den zufällig in Newyork anwesenden brasilianischen Großgrundbesitzer Don Petro d'Acarido, einen steinreichen Junggesellen, sich doch auch einmal diese Ausstellung anzusehen. Der Brasilianer ging hin und kaufte zwei Mädchenbilder zu einem recht anständigen Preise. Am nächsten Morgen erschien er wieder bei der Malerin und meinte: „Ich fürchte, daß die Bilder ohne das Modell sich in meiner Wohnung nicht gut ausnehmen werden.“ Man ließ das Modell, ein englisches Mädchen, auf seine Kosten herüberkommen, und er heiratete es vom Fleck weg.

* **Zeitvertreib in englischen Gefängnissen.** Die englische Presse berichtet, daß im englischen Gefängnis von Bedford seit einiger Zeit Tanzunterricht für die jungen männlichen Gefangenen eingerichtet worden ist. Es handelt sich dabei nicht um moderne Tänze, sondern um englische Volkstänze, die gemeinsam aufgeführt werden und einen beruhigenden Einfluß auf die Gefangenen ausüben sollen.

* **Unter dem Einfluß des Spiritismus.** Wie aus Las Palmas gemeldet wird, wurden dort im Zusammenhange mit einem unter dem Einfluß des Spiritismus verübten Verbrechen 12 Personen verhaftet. Das Medium, das an der Geistersitzung teilnahm, sollte mit einem jungen Manne in Verbindung treten, der kürzlich verstorben war. Das Medium erklärte, es sei notwendig, daß sich irgend jemand aus der Familie opfere, damit der Verstorbene aus den Qualen der Hölle befreit werde. **Als sich niemand aus der Familie opfern wollte, erklärte sich die Schwester des Verstorbenen einverstanden, das Opfer zu bringen. Nach vierstündigen fürchterlichen Qualen starb das Opfer des Aberglaubens unter den Schlägen der Familie und der Freunde des Verstorbenen.**

Lustige Rundschau



* **Ein kleiner Egoist.** Mutter: „Also das ist dein Wunschzettel, Mäxchen, den du für dich und Klärchen gemacht hast: Ein Schlitten, eine Trommel, eine Uniform, Bleisoldaten, ein Schaukelpferd, Schlittschuhe, ein Gewehr und eine Puppe. Aber Junge, der Wunschzettel ist viel zu lang, da mußt du schon etwas streichen!“ — Mäxchen (nach reiflichem Überlegen): „Na, Mutti, da laß Klärchens Puppe weg!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.